

Helmut MARTIN / Christiane HAMMER (Hrsg.): *Chinawissenschaften – Deutschsprachige Entwicklungen. Geschichte, Personen, Perspektiven*. Hamburg: Institut für Asienkunde 1999. IX, 678 S. (= Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg; Bd. 303.) DM 118,- .

Der vorliegende stattliche Band umfaßt die Abhandlungen der 8. Jahrestagung der deutschen Vereinigung für Chinastudien, unter dem Vorsitz von Helmut Martin, bis zu seinem vorzeitigen Tode im vergangenen Jahr Professor für chinesische Literatur an der Ruhruniversität Bochum.¹ Martin hatte ein beachtliches Talent, das sich in seinen Publikationen am ehesten in seiner bis heute brillanten Dissertation über Li Yü ausdrückt;² er hätte mehr solcher exzellenten Werke schaffen können, doch zog er es vor, seinerzeit geschätztere Projektarbeiten zu übernehmen und sich stärker im Bereich der Wissenschaftsorganisation zu engagieren. Hier leistete er Beachtliches: Es gelang ihm Mittel für Projekte und Forschungsvorhaben einzuwerben und zahlreiche Schüler heranzuziehen. Er veranstaltete Tagungen und brachte Publikationsreihen heraus. Kurz vor seinem Tode edierte er eine mehrbändige Ausgabe seiner eigenen Werke, so als hätte er es vorhergesehen, daß ihm keine der zu gewissen Jubiläen üblichen Festschriften beschieden sein würde. Auch in den Aufsätzen, die nicht selten Tagesthemen gewidmet sind, zeigt sich Martins besondere Begabung; wer ihn kannte, bedauert indes, daß er sich nicht an größere Herausforderungen gemacht hat, die er leicht gemeistert hätte. Da war er ganz pragmatisch: Man wollte bestimmte Dinge und gab Geld und Unterstützung für bestimmte Vorhaben – gut, dann übernahm er sie.

Nach mehreren Tagungen der Deutschen Vereinigung für Chinastudien hatte Martin das sichere Gefühl, daß nun die Fachhistorie an der Reihe wäre. Wie sollte man ost- und westdeutsche Chinaforschung einander näher bringen, ja nur ihre Positionen verstehen, wenn man die Geschichte nicht einbezog? Die große Anzahl von Beiträgen des vorliegenden Bandes bestätigt diese Ansicht.

In seinem Vorwort gibt Martin eine gedrängte Übersicht zur Lage der Chinawissenschaften in Deutschland, sieht sie im internationalen Vergleich, behandelt Emigration, DDR, Studentenbewegung, die Polarität Taiwan/Volksrepublik in Hinsicht auf die Sinologie in beiden deutschen Staaten, erwähnt die Situation chinesischer Sinologen in Deutschland, nennt die regionalwissenschaftlichen Zentren, diskutiert Übersetzungen und schließt mit Bemerkungen zu Stand und Perspektiven der Disziplin. Dies ist gekonnt, abwägend, aber offen geschrieben, und er verschweigt auch nicht, die Komplikationen, die Tagung und Tagungsband, insbesondere der Beitrag „Eduard Erkes und die Sinologie in Leipzig“ von Günter Lewin (eine Apologie Eduard Erkes' und der Leipziger Verhältnisse), hervorgerufen haben. Proteste und Austritte aus der Vereinigung waren die Folge. Zwei Beiträge wurden nicht in den Tagungsband aufgenommen (Ursula Ballin über Richard Wilhelm sowie Thomas Scharping über deutsche und amerikanische Chinawissenschaften). Zwei weitere Beiträge wurden aus Umfangsgründen außerhalb des Bandes publiziert: Martins Nachruf auf Alfred Hoffmann und Peter Merkers „Deutschlands amtliche Auslandsvertreter in China während der Zeit des Nationalsozialismus“.

1 Nachruf Tilman SPENGLER: „Zettels Traum. Sinologe Helmut Martin gestorben“, in: *Süd-deutsche Zeitung*, 11.06.1999 (Feuilleton); Brunhild STAIGER: „In Memoriam Helmut Martin (1940–1999)“, in: *Asien*, 72, 7.1999; Wolf BAUS: „Zur Erinnerung an Helmut Martin (1940–1999)“, in: *HOL*, 27, 11.1999, 102–105.

2 Helmut MARTIN: *Li Li-weng über das Theater*. Diss. Heidelberg 1966.

Für einen Beitrag über H.O.H. Stange (1903–1978), der sich als SA-Mann und Rechtsaußen der deutschen Sinologie profiliert hatte, fand sich – bedauerlicherweise – kein Bearbeiter. Einige Dokumente über Stange hat Verf. in den *NOAG* wiedergegeben;³ diese ersetzen keineswegs eine Evaluation von Stanges Wirken.

Ein Zitat aus der Einleitung mag Martins Offenheit dokumentieren: „Ein Hauptgrund für die geringe Effizienz [der deutschen Chinawissenschaften] liegt, nach den Bochumer Erfahrungen, in der Wissenschaftsorganisation: Die Gremienarbeit, die eine demokratische Wissenschaft garantieren sollte, hat in der Praxis zur Nivellierung beigetragen. Sie hat keine Verantwortlichkeiten zugelassen und letzten Endes bremsend auf jede zukunftssträchtige Initiative gewirkt. Man hat sich lediglich selbst- und weiterverwaltet. Eine klare Leitung mit zeitlich begrenzter Verantwortlichkeit für das Gesamtinstitut bzw. die Gesamtfakultät, mit einer entsprechenden Kontrolle, hätte ganz andere Wirkungen erzeugt. Lähmend wirkten sich auch die mangelnden Möglichkeiten aus, personelle Konsequenzen in Fällen grober Dienstverletzungen und Drückebergerei zu ziehen. [...] Soziale Absicherung hat sich ins Gegenteil verkehrt, Trägheit und Vernachlässigung toleriert, die in anderen führenden Institutionen, etwa den Chinawissenschaften an Spitzeninstituten der USA, niemals geduldet worden wäre.“ (S. 11)

Die Fülle der Beiträge ist der Vielseitigkeit des Themas angemessen. Natürlich ist die Ausführung ganz unterschiedlich: Neben sorgsam abgewogenen, auf Archivstudien gegründeten Untersuchungen stehen auf Werkindizien gestützte Evaluationen einzelner Gelehrter, auf eigenem Erleben beruhende Darstellungen von Ereignissen (so Hans Kühners vorzüglicher Beitrag über die Studentenbewegung), Überblicke, Statistiken, Marktbeobachtungen, Entwicklungen und Perspektiven. Es ist auffallend in einigen Beiträgen jüngerer Autoren, daß es ihnen schwer fällt, die Schwierigkeiten menschlicher Existenz unter starkem politischem und sozialem Druck zu begreifen und zu akzeptieren; auch die Verarbeitung, oder besser ausgedrückt, die Verdrängung der Hitlerzeit bei den Beteiligten, bis hin zur Frage, warum Deutschland nach dem Zusammenbruch 1945 nicht stärkere Anstrengungen gemacht hat, die Emigranten zurückzugewinnen – die Lösung solch komplexer Verhältnisse läßt sich in den Essays nicht erwarten. Gerade die Vielzahl der Beiträge rückt im Gesamtzusammenhang manche Beurteilung oder Äußerung wieder gerade. Hätte Helmut Martin die Tagung nicht veranstaltet, wäre vieles Wichtige uns jetzt nicht in handlicher Form zugänglich. Freilich macht der Band zugleich deutlich, daß noch erhebliche fachhistorische Forschung erforderlich ist, um zu einem gediegeneren Verständnis und Selbstverständnis des Faches zu gelangen.

Aus Platzgründen seien im folgenden nur einige Bemerkungen zu Einzelheiten gemacht, die sich bei der Lektüre ergeben haben: In Schüttes Überblick („Die akademische Etablierung der Chinawissenschaft“) beginnt die akademische Sinologie in Deutschland 1910 (1909) mit dem Hamburger Lehrstuhl. Das läßt sich kaum aufrechterhalten. Selbst wenn man Klaproths Bonner Lehrstuhl (1816) nicht berücksichtigen will (weil Klaproth seine Lehre dort nie aufgenommen hat; vgl. auch Biigs Bemerkung S. 599), so kann man Wilhelm Schott (1802–1889), einen der bescheidensten und fleißigsten deutschen Ostasienwissenschaftler, Privatdozent und dann Extraordinarius an der Berliner Universität, kaum ignorieren. Das gleiche gilt für Wilhelm Grube (1855–1908), ebenfalls Extraordinarius an derselben Universität. Verständlich ist die Fixierung auf Ordinariate, aber ein Lehrstuhl allein tut es auch nicht. Die Aufnahme chinesischer und japanischer Künstler

3 Hartmut WALRAVENS: „Streiflichter auf die deutsche Sinologie 1938–1943 sowie drei Dokumente zur deutschen Japanologie“, in: *NOAG*, 165/166.1999, 189–222.

in THIEME/BECKER, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler* wird mit Recht als signifikant hingestellt (S.23); die Zahl der Eintragungen wäre indes noch höher, wenn der Autor, Otto Kummel (1874–1952), mehr Zeit dafür gehabt hätte: Eine Reihe von Notizen, die für das Lexikon zu spät kamen, hat Kummel dann in der *Ostasiatischen Zeitschrift* abgedruckt.⁴ Die Blütenlese aus der Presse, die Schütte ebenda erwähnt, bezieht sich auf die bedeutende Ostasienausstellung von 1912 und wurde gleichfalls von Kummel zusammengestellt.⁵ Leider würde es nicht schwerfallen, ähnliche Trivialitäten auch aus der Presse späterer Jahre zu kompilieren.

In Ole Dörings „Zwischen Kulturalismus und Globalisierung – die Sinologie am Scheideweg?“ werden Walter Simon und Wolfram Eberhard zu den Gelehrten gezählt, die „während des „Dritten Reichs“ in die USA abgewandert waren“ (S.76) (Simon ging nach Großbritannien, Eberhard in die Türkei!). Auf S.134 erwähnt Andreas Pigulla („Die Anfänge der historisch orientierten Chinawissenschaften im deutschsprachigen Raum“) Karl Friedrich August Gützlaff (1803–1851) als „im Opiumhandel tätig“. Gützlaff fuhr zwar auf Opiumschiffen mit, weil es für ihn die einzige Möglichkeit war, nach China einzudringen, dolmetschte auch, aber von einer Verbindung zum Opiumhandel im Sinne der Formulierung gibt es keinerlei Indizien.

In Vittinghoffs solidem Überblick über „Die Chinawissenschaften zwischen Deutschem Reich und Drittem Reich“ vermißt man wiederum Wilhelm Schott. Der sinologische Lehrstuhl in Frankfurt konnte erst besetzt werden, nachdem Rousselle seines Amtes enthoben worden war. (S.147) Vielleicht sollte dieser Zusammenhang deutlich gemacht werden.

Harnisch, der in „Unterlassungssünden der Sinologie?“ dankenswert auf chinesische Studenten aufmerksam macht, die mit sinologisch relevanten Themen promovierten, sieht sich außer stande, die Zeichen für die Namen zu geben; daher seien hier einige nachgetragen: Lu Yi 陸懿, Shang Chengzu 商承租, Wang Guangqi 王光祈, Shang Yanliu 商衍廬, Wang Chengru 王澄如, Qiu Changkang 邱長康, Chen Quan 陳銓. Er bemerkt, er habe Lu's Dissertation in Deutschland nicht finden können. Ich habe mir vor Jahren das Exemplar der UB Bonn kopiert.

Reinbothe bemängelt in „Die Anfänge deutscher Kulturpolitik in China ...“, Harnisch habe sich in China (er war dort als Deutschlehrer tätig) für die deutsche Schrift eingesetzt. Damals war diese Schrift in Deutschland allgemein im Gebrauch – die Schüler hätten ohne deren Kenntnis mit deutschen Texten allerhand Schwierigkeiten gehabt. Der Beitrag kritisiert, daß Richthofen – und nach ihm Forke – als Gutachter für die Einrichtung deutscher Lehranstalten den Nutzen gerade für Deutschland als wichtiges Argument einsetzten. Zugegeben, es wäre altruistisch-sympathisch gewesen, hätten sie nur an China gedacht, aber solche Denkweisen haben sich leider bis heute in der Politik nicht durchsetzen können. Richthofens Argument, China könnte mittels der neu gewonnenen Kenntnisse und billiger Arbeitskraft Europa vom Weltmarkt verdrängen, dürfte auch heute noch Anhänger finden. Es fällt auf, daß die wichtige Arbeit von Françoise Kreissler nicht erwähnt wird.

Im Beitrag Freyeisen („Chinakunde oder Mittel zum Zweck für Propagandisten?“) S.218: Zu Willy Tonn ist zu ergänzen: „Martin Buber und Willy Tonn und ihre Beiträge zur Kenntnis der chinesischen Literatur“, in: *MS* 42.1994, 465–481; S.220: Goldisch

4 Otto KÜMMEL: „Zur chinesischen Künstlergeschichte“, in: *OZ*, NF 5.1929, 201–210.

5 „Die ostasiatische Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste und die Presse“, in: *OZ* 1.1912/13, 389–391.

(Nanai) ist wohl kaum als Dialekt zu bezeichnen. Auf S. 221 wird ein Vortrag der OAG, immerhin der Gesellschaft für **Natur**- und Völkerkunde Ostasiens, über Werte der Pflanzenwelt Chinas, „in einem unterhaltenden Kontext“ gesehen. Der Unterhaltungswert wird nicht bestritten, aber das Thema paßte ganz genau ins Profil der hier so genannten „Ostasiatischen Gesellschaft“.

In Martin Kerns gründlicher Studie über die Emigranten geht es im wesentlichen um die Hitler-Emigration. Insofern bleibt anzumerken, daß Ferdinand Lessing⁶ (S. 229) nicht 1935, sondern 1938 emigrierte, und zwar ohne Gefahr für Leib und Leben, weil er die Zeichen der Zeit erkannte und sich in Berkeley die besseren Arbeitsmöglichkeiten ausrechnete – was ja vernünftig und keineswegs ehrenrührig ist. Auf S. 231 sehe ich keine unfreiwillige Ironie in Jägers Bemerkung über Schindlers *Asia major*. Man kann es sogar als einen Anflug von Zivilcourage werten, daß er den Namen überhaupt öffentlich erwähnte. Ob Gustav Haloun zur Emigration gezwungen war (S. 232 wird dies gemutmaßt), ist schwer zu entscheiden. Ruth Halouns Bemühung um eine Entschädigung nach Kriegsende verliefen negativ, weil sie keine Indizien beibringen konnte, daß Haloun rassistisch oder politisch gefährdet oder unliebsam gewesen sei.⁷ Diese Anmerkung soll die Situation nicht beschönigen.

Ob der Kunsthistoriker Ernst Cohn-Wiener (1882–1941) wirklich für die Chinawissenschaft zu reklamieren ist? (S. 235) Gustav Ecke hat schon eher auch sinologisch relevante Arbeiten verfaßt, aber in den Kreis der Hitler-Emigranten gehört er nicht. John Mish (Misz, 1909–1983) könnte auch die polnische Sinologie für sich reklamieren. Erwin Reifler (1903–1965) und Ilza Veith (1915–?), beide aus Österreich, emigrierten ebenfalls nicht unter direkter Nazi-Bedrohung. Vielleicht wäre es in der Darstellung der Emigration übersichtlicher und methodisch sinnvoll, die Naziverfolgten von denen zu trennen, die aus anderen Gründen, und sei es politische Weitsicht, Deutschland und Österreich verließen.

Auf S. 385 bemerkt Unschuld, „Mosig und Schramm waren bis in die jüngste Zeit die einzigen deutschsprachigen Wissenschaftler überhaupt, die das *Bencao gang mu* eines Blickes gewürdigt haben“. Das ist kaum zu unterstützen, denn schon in der deutschen Ausgabe des Werkes von Du Halde wird das *Bencao* recht ausgiebig benutzt, und von sinologischer Seite hat sich Wilhelm Schott gleichfalls früh damit beschäftigt.⁸

In Birgit Häses Beitrag wird Wilhelm Schott rühmend genannt und gar zum „Begründer der deutschen wissenschaftlichen Sinologie“ apostrophiert. Trotz einiger Bedenken muß dieses Epitheton doch wohl seinem Kritiker Julius Klaproth⁹ gegeben werden. Bei der Behandlung der Sinologinnen vor 1945 (S. 389) fällt auf, daß die Potsdamer Kunstmalerin, Lehrerin an chinesischen Mädchenschulen und Mitarbeiterin am Berliner Museum für Völkerkunde, Anna Bernhardi (1868–1944), trotz ihrer Herkunft

6 Zu Lessing vgl. inzwischen Hartmut WALRAVENS: *Ferdinand Lessing (1882–1961), Sinologe, Mongolist und Kenner des Lamaismus*. Materialien zu Leben und Werk, mit dem Briefwechsel mit Sven Hedin. Osnabrück: Zeller Verlag 2000. 425 S.

7 Vgl. die Notizen in Hartmut WALRAVENS: *Friedrich Ernst August Krause – Major und Ostasienwissenschaftler. Eine Biobibliographie*. Hamburg: C. Bell 1983. 100 S. 4° (Han-pao tung-Ya shu-chi mu-lu.20).

8 W. SCHOTT: „Über die naturhistorischen Leistungen der Chinesen“, in: *Magazin für die Literatur des Auslandes*. 1833, 41–42, 47–48, 51–52.

9 *Julius Klaproth (1783–1835). Leben und Werk*. Wiesbaden: Harrassowitz 1999. X, 230 S. (= Orientalistik Bibliographien und Dokumentationen.3.)

aus der Potsdamer Generalsfamilie als angebliche Österreicherin „keine weitere Erwähnung“ findet.¹⁰

Qualitätsvoll und abgewogen sind die Darstellungen von Emmerich (über Alfred Forke), Merker (Alfred Hoffmanns Pekinger Zeit) und Führer (Chinastudien in Wien), interessant die Arbeit von Gabriele Goldfuß über Fritz Mühlenweg; nachdenklich stimmen Christiane Hammers Bemerkungen über die literarische Entwicklung in der VR China und die deutschen Übersetzungen. Aber natürlich verdienen nicht nur die zuletzt genannten Arbeiten gewürdigt zu werden: Viele der Beiträge bieten interessante, oft wichtige Details und Erkenntnisse. Bedauerlicherweise hat das umfangliche Werk kein Register.

Hartmut Walravens, Berlin

10 Anna BERNHARDI: *T'ao Yüan-ming (365–428). Leben und Werk eines chinesischen Dichters.* Mit einem Schriftenverzeichnis A. Bernhardis, Fragmenten ihres Tagebuchs aus China (1905–1912), einem Brief über das chinesische Schulwesen und Dokumenten über den Verkauf der Bibliothek Bernhardi. Hamburg: C. Bell 1985. XVII, 240, 153 S., 1 Porträt. 4° (Han-pao tung-Ya shu-chi mu-lu.19).